

Friedrich Eberhard Rambach

**Zwey Reden am Geburtstage Sr. Majestät des Königs in der öffentlichen Versammlung der Königlichen Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften am 25. Septbr. 1794 und 1795**

Berlin: bei Friedrich Maurer, 1796

<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn881018252>

Druck Freier  Zugang



III 6

33



Universitäts  
Bibliothek  
Rostock

[http://purl.uni-rostock.de  
/rosdok/ppn881018252/phys\\_0001](http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn881018252/phys_0001)

DFG

1035. a.

A. V.

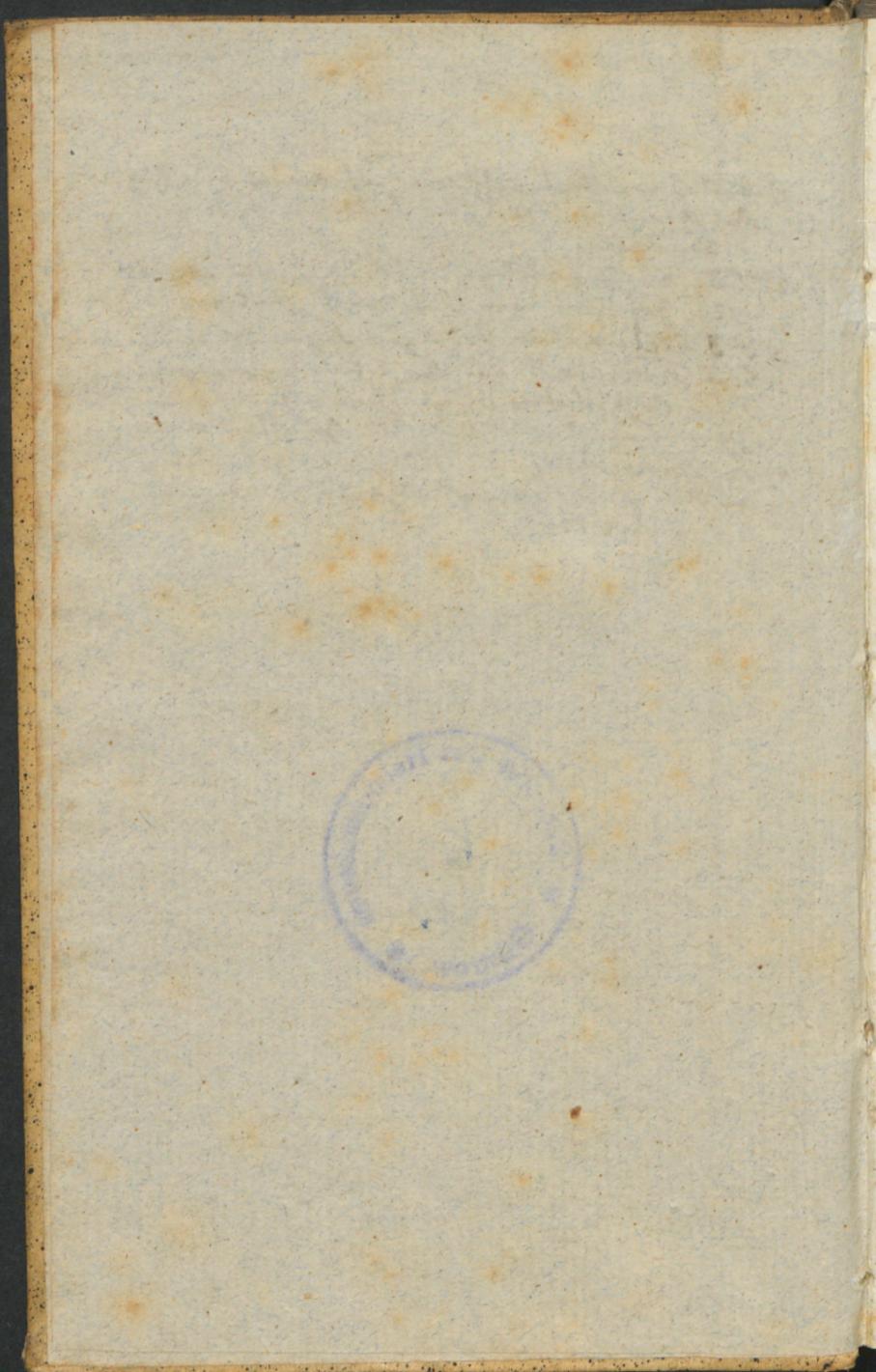
Schol. Gustrow

1838.

Flämingmuseum

- 1) A. W. L. von Rahmels Ord auf den Geburtstag  
der Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm II.  
1786. Berlin.
- 2) Kunde aus Geburtstagen der Königl. am 25. Sept.  
1786. Gefallen von J. J. Engel. Berlin.
- 3) P. J. Lieberkühns Kunde zur Feier der Anden-  
kung Friedrichs II. und der Erinnerung  
Friedrich Wilhelms II., in Elisabethenkirche  
Gedenkfeier am 14. Oct. 1786. Gefallen. Berlin.
- 4) Fr. Rambachs zwey Kunde aus Geburtstagen  
der Könige am 25. Sept. 1794. und 1795. gefal-  
len. Berlin 1796.

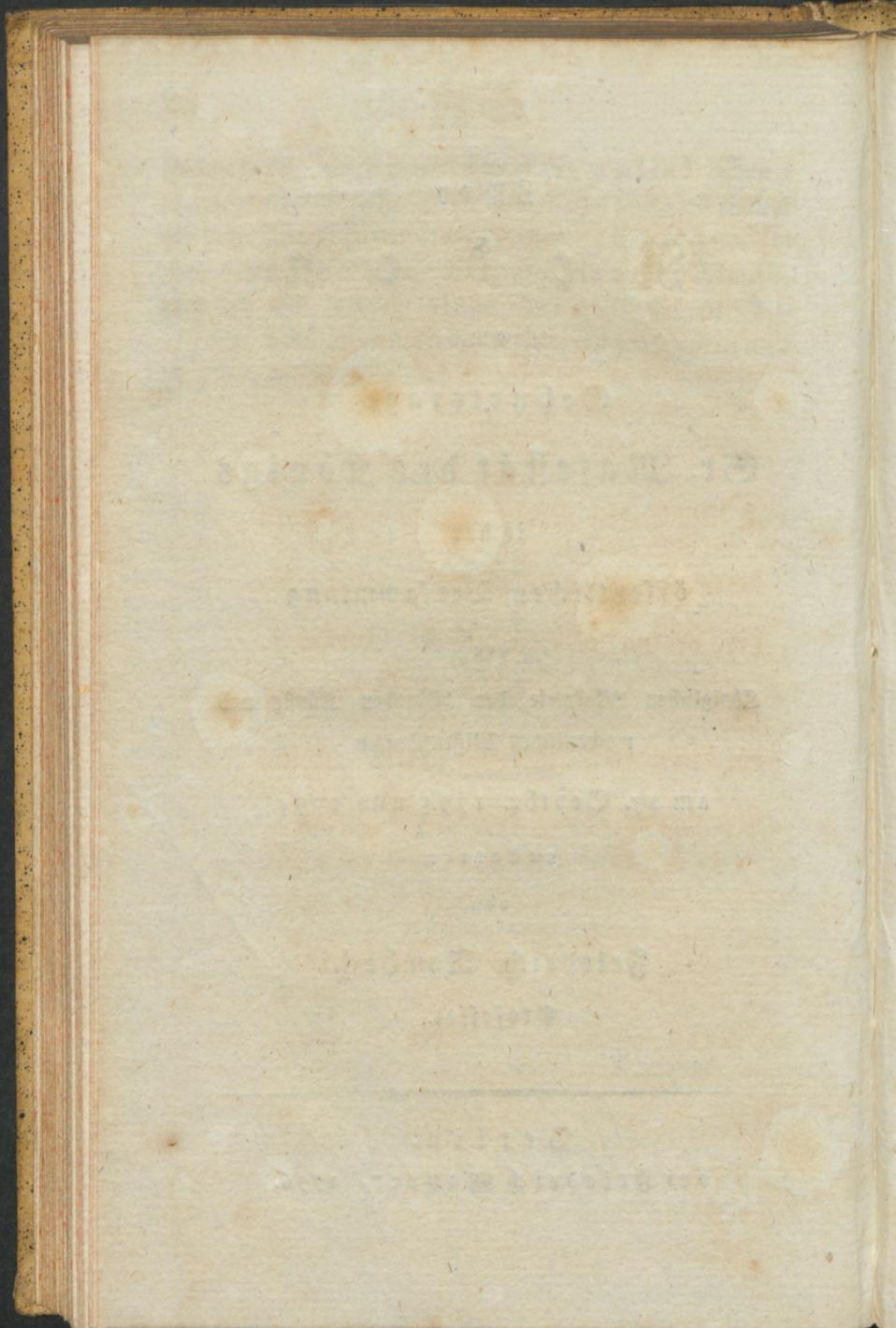




S w e y  
N e d e n  
am  
Geburtstage  
Sr. Majestät des Königs  
in der  
öffentlichen Versammlung  
der  
Königlichen Akademie der bildenden Künste und  
mechanischen Wissenschaften.  
am 25. Septbr. 1794 und 1795  
gehalten  
von  
Friedrich Rambach  
Professor.

---

Berlin,  
bei Friedrich Maurer, 1796.

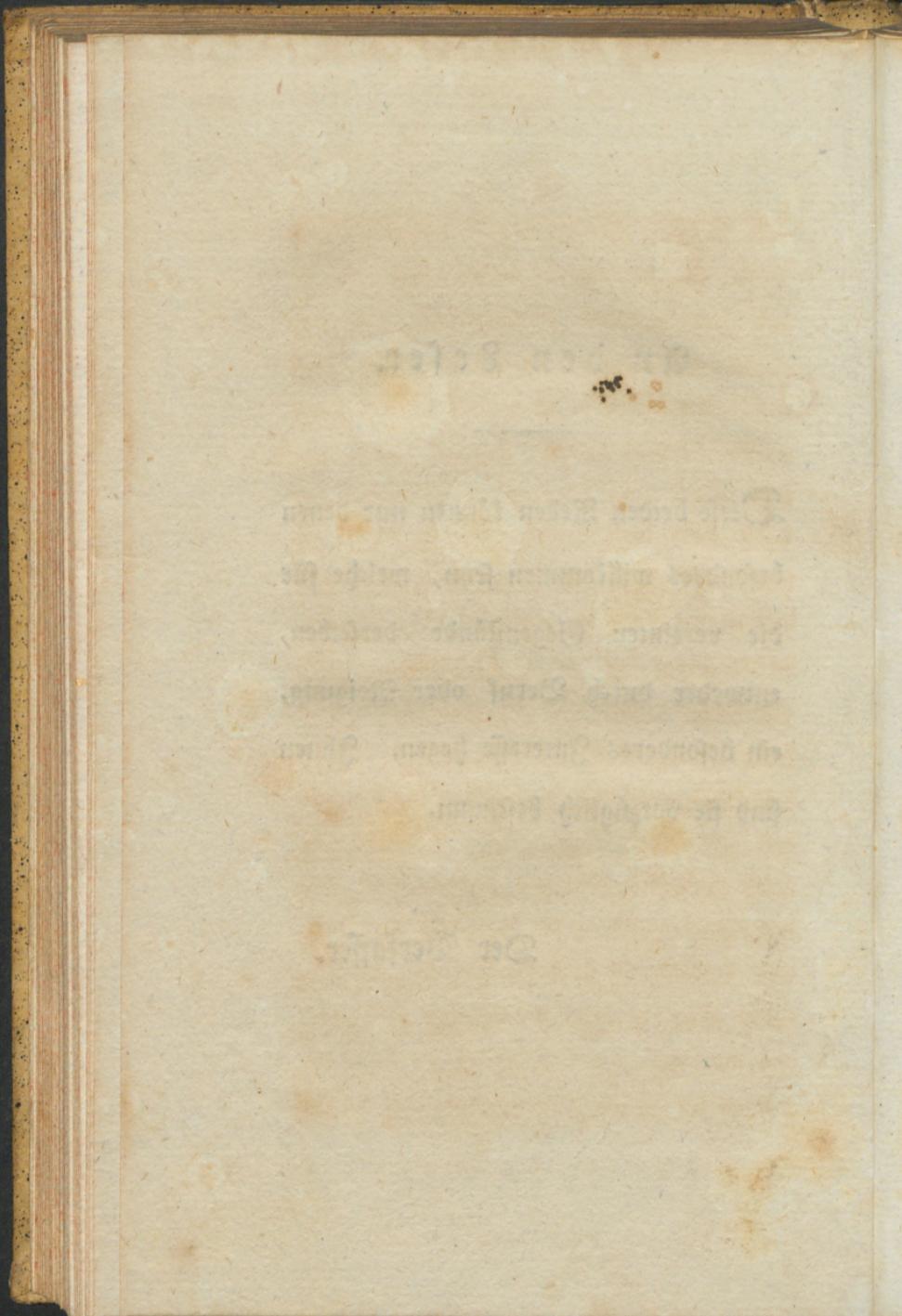


## An den Leser.

---

Diese beiden Reden können nur denen  
besonders willkommen seyn, welche für  
die vereinten Gegenstände derselben,  
entweder durch Beruf oder Neigung,  
ein besonderes Interesse hegen. Ihnen  
sind sie vorzüglich bestimmt.

## Der Verfasser.



---

I.

In dem menschlichen Leben giebt es gewisse Momente, wo wir von einem innern lebhaften Gefühle aufgesordert werden, unsere ganze Lage zu überschauen, unser Glück gegen unsere Leiden abzuwägen, und das, was wir verdienten, gegen das zu berechnen, was wir verschuldeten. Es sind dies theils die Augenblicke, wo wir eine Höhe mühsam erstiegen haben, und nun den Blick dankbar in die Vergangenheit, und hoffnungsvoll in die Zukunft werfen; theils die Stunden, wo wir von Beschwerden umringt, die Erfahrung der Vergangenheit um Rath fragen, um über unsere

II

Erwartungen zu entscheiden. Doch sind es diese nicht allein, denn eine edle Sitte hat die Gränzpunkte beträchtlicher Abschnitte unsers Lebens auch zu Ruhepunkten geweiht, von welchen unser richtendes und unbestechliches Gefühl den prüfenden Blick über die durchlebten Tage wirft, und über die Zukunft warnend oder ermunternd das Urtheil spricht. Dies ist einer von den Vortheilen der Ausbildung unserer Gefühle und Erkenntnisse, welchen wir uns von keiner Verzärtelung, von keinem Luxus und keiner Hyperkultur dürfen rauben lassen.

Sobald die Menschen sich in größere Gesellschaften vereinigen, sobald sie der brüderlichen Vereinigung sich bewußt werden, und aus diesem Bewußtseyn ein edler Gemeingeist mit einer Reihe schöner Tugenden entspringt: so setzen sie ohne Verabredung, von einem allgemein gleichem Triebe gereizt, gewisse Zeitpunkte fest, an

welchen sie das allgemeine Glück fehern, an welchen ein jeder sich prüft, ob er durch einen pflichtmäßigen Beytrag zu diesem Glücke sich würdig gemacht habe, an demselben Altheil zu nehmen. Dieser vereinigende Trieb ist die Dankbarkeit, eine von den edleren zwanglosen Tugenden, deren Früchte um so vortrefflicher sind, je reiner der Boden seyn muss, auf welchem ihr Stamm gedeihen soll.

Die Verfassung, welche die Gesellschaft unter sich anerkannt hat, das Band, welches sie zum Staate vereint, mag seyn, von welcher Beschaffenheit es will; so wird es doch jederzeit die Menschen zu allgemeinen Fehern der Glückseligkeit, welche sie ihm verdanken, hinreissen; denn in einer jeden Staatsverfassung liegt etwas zum Grunde, was alle die, welche ihr anhängen, der Gottheit gleich verehren, die das Ganze beseelt; und dies ist das Gesetz.

Es herrscht in Republiken, wie in Monarchien, und nur in den unglücklichen Verfassungen, wo das Wohl des Ganzen weder auf Einem, wie auf einem Vater, noch auf allen, wie auf Brüdern ruht; wo die Sorge für dasselbe das Spiel der Habsucht und des Ehrgeizes einer auserwählten und geringen Anzahl ist, nur in kleinslichen Aristokratien beugt das majestätische Gesetz seinen ehernen Macken unter das Foch der Gewalt, und mit diesem Führer, der sein Haupt über die ganze Nation emportragen, auf den ein jeder sehen, dem ein jeder folgen soll, verschwindet den Stern, den hoffnungsvoll alle im Volke entgegen blicken, und das Ziel, in welchem alle ihre gemeinschaftliche Bestimmung sehen.

Ich rede hier nicht von den Vorzügen einer Staatsverfassung vor der andern, wiewohl Gegenstände dieser Art zu den

Lieblingsideen der Zeit gehören, denn unter uns hat eine lange glückliche Erfahrung entschieden. Indessen sey es mir vergönnt, eines Vorzugs der Monarchie Erwähnung zu thun, der zu nahe liegt, als daß ich ihn hier übersehen könnte.

Wie auch die Idole der Republik heißen mögen, Vaterland, Freyheit, oder Gesetz; so wird das Volk derselben sich doch nie so lebhaft bewußt werden, als in der Monarchie, wo in der Person eines geliebten Regenten sich alle vereinigen. Je mehr das Volk an sinnlichen Eindrücken hängt, je wahrer es ist, daß vorzüglich seine Gefühle nur von sinnlichen Gegenständen gereizt werden, um so wahrer ist es, daß unter dem beglückenden Zepter eines Regenten die Nation gern seine Person mit ihrer Verfassung verwechselt, daß sie sich einbildet, alles Glück, welches aus dieser entspringt, verdanke sie jenem, und

daß sie eben aus diesem Grunde ihre Nationalfeste, die Feiern ihres Glückes an die Epochen seines Lebens knüpft, daß sie die Tage feiert, an welchen der Himmel ihr diesen Marc-Aurel schenkte, an welchem sie diesem edlen patriotischen Fürsten den Eid der Treue schwur. — Wer wollte es ihr auch verargen? Denn, müssen wir nicht gestehen, daß von der Monarchie des ersten Familienvaters, der durch die Vereinigung mehrerer Stämme zum Vater eines Volkes und zum Regenten ward, bis auf die jüngste herab, Gesetz und Verfassung derselben in dem Herzen des Monarchen geschrieben steht? Müssen wir nicht gestehen, daß nur die Verwaltung der Monarchie diese Verfassung adelt, und daß es keine vollkommnere Rechtfertigung derselben giebt, als so vollendete Regenten-Muster, wie sie das Königliche Haus, unser dessen Schuße wir hier versammelt

find, in einer ununterbrochenen Folge  
zeigt?

Nie müsse darum die edle Sitte verlas-  
ten, oder verschwinden, dankbare Kränze  
und Gelübde für den Genius, der den ver-  
ehrten Regenten schützt, opfernd auf seinen  
Altar am Tage der Geburt zu legen, nie  
müsse das Volk zu dieser Undankbarkeit her-  
absinken; es würde einen Beweis geben,  
dass ihm sein eignes Glück gleichgültig ge-  
worden wäre. Doch Undankbarkeit kann  
nie ein National-Laster werden.

Wäre dies aber auch möglich, gäbe es  
ein Volk, welches bis zu diesem Grade  
leichtsinnig wäre, so wird doch gewiss die  
Nation, in deren Hauptstadt wir versam-  
melt sind, mit Abscheu von der Höhe ihres  
Glücks auf sie herabsehen. Von jeher war  
die Dankbarkeit gegen ehrwürdige Beglückter  
des Volks eine Erbtugend der Deutschen,  
und unter allen Völkern, die dieser schönen

vielumfassende Name begreift, war keines so sehr dazu berechtigt und aufgefordert, als wir. Mit Stolz können wir es sagen, daß während des ganzen Jahrhunderts, seit welchem das Haupt unseres Regenten die Königskrone schmückt, der Geburtstag des Königs immer ein Nationalfest war, welches jeder Bürger mit eben der Theilnahme und Herzlichkeit begieng, mit welcher es seine Familie in seinem Palaste feyerte.

Und sollte das Jahrhundert nicht enden, wie es begann? Wären wir jetzt nicht zu gleichen Gefühlen verpflichtet und aufgefordert? oder sollte vielleicht das, was Privatfreundschaften so fest knüpft, sollten gleiche Gefahren, sollten Mühseligkeiten, welche der Vater der Familie übernahm, nicht auch das Band fester zusammenziehen, welches den Regenten an die Untertanen, und diese an ihren König bindet?

Sollten wir, wenn der Fürst, fast möchte ich sagen, die Grenzen seiner Pflicht überschreitet, und sein kostbares Leben der Gefahr bloß stellt, wenn uns Alles auffordert, für ihn zu zittern, sollten wir dann unserer Pflicht und seiner uneingedenk seyn, und es vergessen, daß er alle diese Gefahren nur um unseres Glücks willen übernimmt, um des Glücks willen, welches wir ihm verdanken, in dessen stolzem Genuss er uns zurückließ, in dessen ruhigen, dauenden Besitz uns seine gefahrvolle Thätigkeit verzeihen soll?

Nein! denn so allgemein auch die Schwäche des menschlichen Herzens seyn mag, im Glücke seinen Wohlthäter zu vergessen; so soll doch dieser Vorwurf uns nie treffen, denen der schöne Beruf ward, die sanfteren feineren Gefühle des Volks durch die allmächtige Kunst auszubilden. Dieser Beruf, dem unter des Königs be-

glückendem Schutze Alles gelingt, erinnert uns eben so lebhaft an ihn, als an die Pflicht, uns dieser Bestimmung zu widmen, und jedes Werk, welches der schöpferische Geist erfand, und die geübte Hand ins Daseyn winkte, ist ein Opfer, welches wir weihend auf den Altar seines Genius, des Schutzgottes aller Künste, niederlegen.

Wie könnten wir daher wohl den erwünschten Geburtstag des geliebten Beschützers der Kunst würdiger feyern, als in ihrem Heilighume, welches sie mit den neuesten Werken ihrer Verehrer und Lieblinge schmückte? Wo könnten wir wohl ein lebhafteres Bild unseres Glückes und zugleich der Verpflichtungen finden, zu welchen das Gefühl der Glückseligkeit auffordert? Jedes der Kunstwerke, welche wir hier erblicken, von dem Meisterwerke des vollendeten Künstlers bis zu dem ersten Versuche, welchen der Zögling der Kunst

mit schüchterner Hand darbrachte, ist ein Opfer auf den Altar des Vaterlandes geslegt, an welchen heut die Nation für die Erhaltung ihres Titus der Gottheit Dank und Gelübde darbringt.

Darum verliere sich unser Blick auch nicht über die Schwelle dieses Heilighums, um anderswo Stoff und Reiz zu erhabnen. Gefühlen zu suchen; er verweile hier, und dann nur verlasse er diese reizenden Grenzen, wenn er erwartungsvoll nach ihm sich wendet, der als Sieger der Gefahr zurückkehrt, den die treue Liebe seiner Unterthanen nun bald nicht mehr vergebens in den Mauren seiner Königssstadt sucht. Denn er naht, der Genius des Friedens, der den Tod im Schlachtengewühl von ihm entfernte, bringt seinen Liebling gerettet zurück, und führt ihn in die Haine, in deren Schatten sein großer Ahnherr die Plane des Schicksals auffand, und allen Millio-

nen Europa's Gesetze gab. Hier raunt er ihm ins leisehorrende Ohr die Wünsche seines treuen Volkes, bis er ihm erlaubt auf fröhlichem Gefieder sich über seine neu-beglückten Lande zu schwingen.

Aber während er abwesend war, dessen Auge alles belebt, während in seiner Hand das drohende Schwerdt blitze, in dem kurzen Zeitraume eines Jahres entstanden alle diese Kunstwerke? Dies sind die Früchte einer einzigen Endte? — Wahrlich, dieser Gedanke fordert den menschlichen Geist zur Bewunderung seiner eigenen Kräfte auf, zu der Bewunderung, in welcher der lebhafte Antrieb zum gewissenhaften Gebrauche dieser Kräfte liegt.

Die gewaltsamste Erschütterung, welche die große Gesellschaft des Staats fürchten darf, der Krieg, den so viele schreckliche Gefährten begleiten, ist also nicht im Stande, den ruhigen sichern Gang der

Menschen zur Vollkommenheit zu hemmen  
und zu unterbrechen.

So sehr also hat der menschliche Geist  
sich und seine Einrichtungen vervollkommen,  
daß er eines ewigen Friedens genießen,  
und aller Gefahren und alles Getümmeles  
ungeachtet, getrostten Muths den Führern  
folgen kann, die vor ihm her die Bahn  
der Wahrheit und Tugend wandeln, auf  
welcher allein die Menschheit zur Glückse-  
ligkeit gelangen wird.

Was auch immer die warnende Ge-  
schichte von Verwüstungen durch Schwerdt  
und Feuer sagen mag, was auch immer  
Griechenland und Rom durch ihren Unter-  
gang uns lehren mögen; so wissen wir  
doch, daß das Menschengeschlecht so all-  
gemeine Unfälle nicht mehr zu besorgen  
hat, daß diejenige Ausbildung, welche es  
einmal gewonnen, und welche so überall  
unter ihm verbreitet ist, ihm nie wird ent-

issen werden, seitdem es auch dem Kriege  
Gesetze vorschrieb.

Diese Cultur, diese Wahrheiten, auf  
welchen sie beruht, sind das Eigenthum  
der gesammtten Menschheit, und alle Na-  
tionen, welche auf den beglückenden Genuss  
derselben Ansprüche machen, haben sich  
durch eine sille Verabredung zu einer scho-  
nenden Achtung alles dessen, was dazu  
beytragen kann, verpflichtet. Wer würde  
es jetzt bewundern, wenn ein neuer Mar-  
cellus ehrerbietige Schonung eines Archi-  
medes beföhle? Nur Barbaren können  
gegen Wissenschaften und Künste Kriege  
führen, nur das Vorurtheil kann sich an  
ihren heiligen Denkmälern versündigen.  
Und auch diese werden es nicht lange,  
denn der Mensch lehnt sich nur gegen das  
auf, was er nicht kennt, und darum fürch-  
tet. Belehrung wird beyde von ihrem  
Frevel zur Reue zurückbringen.

Welche Aussforderung zur wettkämpfenden verdienstvollen Thätigkeit liegt für den Gelehrten und Künstler in diesem Gedanken? Sie sind geheilige Personen, sie sind das Eigenthum aller Völker, die weit entfernt, sie zu stören, oder zu befehdern, vielmehr bereit sind, sie zu beschützen. Vor den Monumenten, welche sie der Tugend und Größe errichten, geht die Bewunderung vorüber, und wagt es ein nordischer Barbar, das ewige Erz zu verlegen; so spottet die misleidige Nachwelt seines ohnmächtigen Frevels. —

Und was ist es, daß auf diese allgemeine Achtung Ansprüche machen darf? Ist es der Gegenstand, dem der Künstler seine Geschicklichkeit widmete? Ist's der Werth des Stoffs, aus dem er seine Kunstwerke schuf? Nein, das was er dem Stoffe gab, die erhabene Ansicht seiner Genies, der Gedanke, den er hier in das Daseyn rief.

Schon diese Betrachtung allein sollte den Künstler zu einer rastlosen Thätigkeit, und zu dem Streben begeistern, welches zur Vollkommenheit gelangt. Doch mehr aber, als sie und der edelstolze Eigennutz, welcher in ihr liegt, die Ueberzeugung von der Würksamkeit der Kunst, ohne welche der Künstler nicht denkbar ist. Die Kunst ist es, die durch ihre gefälligen Formen, Gefühl für Ordnung, Harmonie, und Zweckmäßigkeit lehrt, sie ist es, die durch ihre stumme Rede zur Theilnahme auffordert, sie ist es, die durch täuschende Nachbildung der Schönheiten der Natur auch den gleichgültigsten auf dieselben aufmerksam macht, sie ist es, die durch die Darstellung der Gegebenheiten der Vorwelt, die Tugend in allen Gestalten lieben und verehren lehrt. Vergebens würde ich mich bemühen, den weiten Umfang anzugeben, und die mannichfachen Formen,

in

in welchen die Kunst wirksam ist. So weit der Mensch durch Gefühle gebildet werden kann, so weit Menschen die Sprache der nachbildenden Darstellung verstehen, so weit wirkt ihr göttlicher Zauber.

Nie müsse daher der Künstler rasten, am wenigsten dann, wenn er besorgen darf, daß dasjenige, was er zu erhalten oder zu erhöhen strebt, die feinere Ausbildung und Vervollkommnung der Nation, unter den Umständen der Zeit leide. Dies ist wirklich der Fall, wenn kriegerische Unruhen den Frieden unterbrechen, und durch die mannichfachen Situationen, in welche sie die Theilnahme des Volks versetzen, Gefühle erregen, die schon aus dem Grunde, weil sie in einem ungewöhnlichen Grade heftig sind, einer klugen Leistung, wenn nicht vielmehr einer weisen Gegenwirkung bedürfen.

Ich rede hier nicht sowohl von denen, deren Beruf es ist, Augenzeugen der Schrecknisse des Krieges und aller seiner Verwüstungen zu seyn, denen die Pflicht gebietet, auf Schlachtfeldern zu verweilen, die über dampfende Trümmer hinschreiten, die in der Gefahr sind, sich an den Anblick des Blutvergießens, an die Klagezlaute des hülfslosen Elends zu gewöhnen, und ihre Brust gegen die sanftesten Regungen des Mitleids zu stählen. Es fällt in die Augen, daß es sehr der Mühe verlohne, auch des Kriegers Gefühl zu berichtigen, damit er nicht Tapferkeit mit Grausamkeit verwechsle, und seine Lorberren entehre.

Es läßt sich aber mit Zuversicht hoffen, daß die Rauhheit, welche der Krieger nothwendig aus dem Felde zurückbringt, bald verschwinden werde, wenn sich unter den zurückgebliebenen Bürgern die Feinheit der

Empfindungen erhielt, welche immer die Folge der Ruhe und des Friedens ist.

Von diesen rede ich vielmehr, denn auch bey ihnen ist sie in Gefahr. Wer könnte so gefühllos seyn, und das schrecklichndende Wort **Schlacht** ohne Theilnahme hören? Wer gedenkt nicht augenblicklich der vielen Opfer, die in ihr dem Kriegsgotte gebracht wurden? und wer ist nicht in Gefahr diese Opfer zu vergessen, sobald sich jener Schauderton in das Frohlocken des **Sieges** verwandelt? Welcher Patriot wird sich nicht der Siege seiner Nation freuen? Darf ihn aber diese Freude berechtigen, derjenigen nicht zu gedenken, deren Blut um diesen Sieg floß? Ist es nicht unedel, im Siegestaumel zu vergessen, daß auch die Tausende des geschlagenen Feindes, deren Leichen das Schlachtfeld bedecken, unsere Brüder sind? oder sollen wir zu der Barbarei herabsinken,

in jedem Einzelnen von dem feindlichen Volke unsern persönlichen Feind zu finden? Dieses unmenschliche Vorurtheil verabscheuet selbst der Krieg, der den Gefangenen, welcher um Schonung fleht, in alle Menschen- und Bruderrechte einsetzt, und darum darf es da noch weniger herrschen, wo Ruhe und Sicherheit die persönliche Gefahr verbannt haben, welche eine Ueberstretung dieses edlen Gesetzes doch nur entschuldigen kann.

Ueberhaupt läßt es sich nicht leugnen, daß die Spannung des Interesses, welche der Krieg hervorbringt, uns oft minder gerecht mache, daß wir nur unsers Vortheils gedenken, und um seinetwillen zuweilen die Gesetze der Moral, deren Beobachtung von keinen Zeitumständen abhängig seyn kann, übersehen. Wir wissen es alle, daß wir jede Tugend ohne Rücksicht auf uns ausüben müssen, wir wissen, daß

die Beobachtung der moralischen Gesetze  
da am edelsten ist, wo sie gegen mächtigere  
Leidenschaften, gegen unsere stärkere Nei-  
gung errungen wird. Wir schähen die  
Gerechtigkeit gegen Feinde, die Milde ge-  
gen Verfolger, und das Mitleid mit denen,  
an welchen wir uns rächen könnten. Aber  
sind wir darum immer so aufgelegt, in  
jedem entscheidenden Falle so moralisch  
vollkommen zu handeln, als wir bereit  
sind, diese Tugend, wenn sie vollbracht  
wäre, zu bewundern? Wenn wir hören,  
daß ein Fürst den verwundeten Krieger  
aus dem Urme der Gefahr reißt, und vom  
Schlachtfelde trägt; so werden wir ihn  
lieben, indem die Bewunderung dieser That  
in Achtung und Zuneigung gegen ihn sich  
verwandelt; werden wir uns aber immer  
sagen können, du hättest jeder Gefahr tro-  
hend dasselbe gethan? Je mehr wir, so  
bald die Liebe zu uns selbst und die Liebe

zur Tugend im Gleichgewicht stehen, gesneigt sind, sie eigennüsig entscheiden zu lassen; je leichter wir über den augenblicklichen Vortheil, welchen uns die Uebertretung des Moralgesetzes zu versprechen scheint, den dauernden Gewinn vergessen, der von der Ausübung der Tugend sich über das ganze Leben verbreitet: um so nothwendiger ist es, daß das Gefühl für Recht und Adel der Handlungen in uns immer mehr genährt und gestärkt werde. Durch die Vernachlässigung dieses Gefühls während kriegerischer Unruhen sind die Nationen oft von der Höhe ihrer moralischen Cultur herabgesunken. Sie ist es, die den Barbaren charakterisirt, der in die allgemeine Sache des Krieges seine Privatleidenschaften bringt, der den Feind nicht um des Vaterlandes willen schlägt, sondern um seinen Blutdurst zu befriedigen, mordet.

Was ist aber wohl mehr im Stande, unser Herz für die Tugend gefühlvoll zu erhalten, als die schöne Kunst? Was sichert so sehr gegen den Verlust der Reizbarkeit unserer Empfindungen, die unter der Last des Panzers so leicht verschwindet, als sie, die auch unsere verborgenen Gefühle trifft? Gab es je einen beredteren Anwald der Tugend, als die Kunst, durch welche allein das Menschengeschlecht den Gipfel der Humanität ersteigen kann? Sie redet in der allgemeinen Sprache der Darstellung zu allen Völkern, und es giebt keinen, der den Ausdruck der Tugend in der edlen Ruhe und der belohnenden heitern Selbstzufriedenheit, die sich über das Gesicht des Edlen verbreitet, missversteände; es giebt keinen, der das Laster nicht in den Zügen der Seelenangst, des sich selbst verachtenden Unwillens und der Verzweiflung erkennen sollte. Nicht genug, sie ist

es auch, die der Tugend ihre Denkmale setzt, die durch die Verewigung des Verdienstes zum späten Enkel redet, und ihn eben so zur Dankbarkeit, als zur edlen Nachfeierung auffordert.

Es ist aber nicht allein die moralische Ausbildung, welche durch die Kunst, des Krieges ungeachtet, erhalten wird, auch in Rücksicht der Verfeinerung macht die Nation, trotz den Unruhen, durch sie Fortschritte, und wiewohl jene die wichtigere ist, so verdienet diese dennoch nicht vergessen zu werden. Der Einfluss der Kunst auf alle Arten von Gewerben ist unzweifelhaft bewiesen, seitdem die schöne Kunst auch sie unter ihre Curatel nahm. Seit dieser Zeit bemerken wir in allen Fabrikaten Geschmack und Eleganz, mit Zweckmässigkeit vereinigt. Der Handwerker fängt an, sich von der slavischen Regel seiner angewohnten Sitte loszureißen, er arbeitet

freyer und glücklicher. Auch dieses Fortstreben in der Verfeinerung verdanken wir der glücklichen Vertheilung aller Bemühungen für das Wohl des Ganzen, welche eine weise Einrichtung der Staatsgesellschaft überall eingeführet hat, und wir können nicht unlengbarer darthun, daß wir dies einsehen, und alle daraus entspringenden Verpflichtungen fühlen, als wenn wir in den angefangenen Bemühungen fortfahren, deren reife Früchte auch diejenigen unserer Mitbürger, die während dieser Zeit für unsere Ruhe und Sicherheit kämpften, so gleich genießen, wenn ein beglückender Friede sie in unsere wartenden Arme zurückgebracht hat.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich diese Gedanken noch mehr verfolgen, und den Einfluß der Kunst auf Moralität und Cultur darstellen wollte; auch fühle ich zu sehr, daß es mir eben so sehr an

Energie der Gedanken, als an Würde des Ausdrucks fehlt, um diesen Gegenstand so darzustellen, wie er es verdient, und wie er vor einer Versammlung von Kennern dargestellt werden sollte. Ich habe nichts mehr thun wollen, als einen leichten Umriss der Gedanken und Empfindungen entwerfen, die gewiß einen jeden, der hier anwesend ist, beseelen.

Welcher Gedanke könnte aber wohl lebhafter seyn, als der an von allbeglückenden Frieden? Wer kann im Heilighume der Kunst den Frieden, ihre edle Mutter, vergessen? Was sind diese Kunstwerke anders, als Lobredner des Friedens? Aber bedurften wir wohl dieser Erinnerung? Hat nicht jeder Bürger seit dem Augenblicke, da der geliebte König mit gezucktem Schwerde unsere Mauern verließ, mit inniger Sehnsucht, dem Frieden entgegenblickt, der ihn zu uns zurückbringt?

Dank der Vorsicht! Er führt diesen Krieg, der den Frieden nur darum unterbricht, daß er durch einen neuen Bund desto dauerhafter werde. Schon einmal sahen wir ihn an der Hand des Friedens zurückkehren, schon einmal begrüßten wir ihn, als den Friedensfürst Europa's, und so werden wir ihn bald wieder sehen, denn Er führt diesen Krieg. — Die Morgenröthe des jungen Tages glänzt schon herauf, er kann nicht mehr fern seyn. Ehe unsere Wünsche es wagen, sich zu Hoffnungen zu erheben, werden wir Ihn erblicken, wie er von des Friedens sanfter Hand geführt, umgeben von benarbten Kriegern, in die Mauren seiner Königsstadt, und in den erweiterten Kreis seiner Familie zurückkehrt, wo ihn zum erstenmale die Stimme eines Enkels der spätesten Hoffnung der Brennen begrüßt.

Wie unsere Hoffnung dann neben der Freude über des Friedens holde Erscheinung verschwinden wird; so werden die jehigen Werke der Kunst neben denen verschwinden, die der Künstler dann voll patriotischen Entzückens schafft. Was die Kunst während des Waffentumults unter der weisen Leitung ihres Macens hervorbrachte, sind nur Übungen zum würdigen Empfange des Friedens, der die Mutter alles Völkerwohls ist.

Wer wollte es wagen, an diesem Frieden zu zweifeln? Wir kennen das Herz des Königs, der das kriegerische Schwerdt zog. Wir nennen Ihn mit dem schönen Namen „des Friedensstifters,“ und sagen folz: Er ist unser König!

---

## II.

Schon oft hat uns die schöne Pflicht, welcher der heutige Tag geweiht ist, an diesem Orte versammlet, heilige Segnungen haben jederzeit das Herz des Patrioten an diesem Feste erfüllt, und mit Recht zählten wir es zu den schönsten Feiern unserer allegmeinen Glückseligkeit; aber noch nie war uns die Pflicht, welche uns zusammen berief, so werth, nie unsere Gefühle so innig und wahr, nie das ganze Fest so schön, als an dem heutigen Tage, den ein glückliches und seegenverkündendes Zusammentreffen der Umstände über alle seine Brüder der Vorzeit und Zukunft erhebt.

Unsere heissen Gebete und Wünsche sind erfällt, die Saat unserer Hoffnungen steht in einer stolzen Blüthe da. Was wir vor einem Jahre, als wir diesen schönen Tag mit einem gleichen Feste begrüßten, vorher sahen, erblicken wir nun in einer schönen vielversprechenden Würlichkeit, und Ahnungen, denen wir uns, wiewohl mit Zutrauen, doch mit einer bangen Besorgniß überließen, haben uns nicht getäuscht. — Sie sind aber auch Hoffnungen so fest ge gründet gewesen, als es die unsrigen damals waren. Wir bauten sie auf das Herz eines Königs, dessen Lieblingssorge das un gestörte Glück seiner Unterthanen ist, der mit rasslosem Streben nur darnach ringt, es zu erhöhen, und fester zu gründen; der nur dann — von der Nothwendigkeit gezwungen — es unterbricht, wenn es dadurch für die Zukunft mehr gesichert wird. — Sollten wir uns bei diesem Bewussein nicht

den heitersten Hoffnungen überlassen? Und wenn wir es, von einer ungerechten Besorgniß verleitet, gewagt hätten, sie zu unterdrücken: würden wir es vermogt haben, da der Friede, der schon bei unserm vorjährigen Feste, in das liebliche Gewand der Künste gekleidet, gegenwärtig war, uns selbst zu ihnen begeisterte?

Ja, der Friede, den der beste König uns gab, für dessen Leben wir heute Wünsche und Gelübde opfern; der Friede, unter dessen waltendem Schutze die Freunde des Vaterlandes und der Kunst hier zur Geburtsfeier ihres verehrten Regenten versammlet sind, der durch seine erhabene Gegenwart selbst dieses Fest seines Lieblings erhöht: dieser Friede ist unser. Stolz sagen wir, daß wir seine Ankunft ahnten, und ihn schon von Ferne begrüßten; denn worauf kann der glückliche Unterthan stolzer sein, als auf Zutrauen gegen seinen Fürsten, wel-

ches sich auf Kenntniß und Bewunderung seiner Vorzüge gründet.

Zwiefach heilig sei darum uns allen, die wir zu diesem Feste im Namen der Künste versammlet sind, der heutige Tag; — heilig, weil wir dem Genius eines Monarchen opfern, in dessen Staaten die schöne Kunst Schutz und Aufmunterung findet; heilig, weil wir die wiederkehrende Mutter der Künste in ihrem Heilighum begrüßen.

Wir haben diesen Tag dem edlen Geschäfte geweiht, unsere Lage zu überschauen, das Glück, dessen wir genießen, zu erwägen, und aus dem Gefühl unsers Glücks Achtung für unsere Pflicht, und Treue für unsern Beruf zu schöpfen. Dies ist ein Geschäft, dieses Tages würdig, und jeder Unterthan, der sich zur Liebe für seinen Regenten hingerissen fühlt, wird in der Stunde, wo der Regent das Verhältniß gegen sein Volk und seine hohen Fürstensplichten zu

Herzen

Herzen nimmt, auch seiner Pflichten, seines Dankes, und der Erneuerung seiner Gelübde gedenken.

Es wäre der Künste unwürdig, wenn sie mit kaltem Herzen empfingen, was auch der geringste und ungebildete nicht ohne Nährung und Dank annimmt.

Die Erwägungen dieses Glücks aber, und die Entschlüsse, welche aus ihnen fei men, wollen Ruhe und Stille. Das besorgte Gemüth flattert mit seinen Blicken umher, und wird bald von der Hoffnung verleitet, das Auge zu lange verweilen zu lassen, bald von der Furcht geschreckt, es zu schnell zu entfernen. — Wir genießen diese Ruhe, sie fordert uns auf, das zu thun, was wir selbst im Getümmel des Krieges nicht unterließen; sie macht es uns zur Pflicht, den Frieden mit dankbaren Hoffnungen zu feyern, und dem Könige Gelübde zu bringen, der nur beglücken

will, dem der stille Dank und die Freudenthränen einer durch ihn glücklichen Mie welt, ehrwürdiger sind, als mit theurem Blut erkauftes Posauenenlob der Weltgeschichte. Doch auch diese Thränen graben sich tief in Marmor ein, und verewigen den, welchem sie flossen.

In der That kann die Feyer des Friedens keinen schicklichern Platz finden, als diese Säle, aus welchen für immer das Getöse des Krieges mit allen Schrecken, welche ihn begleiten, entfernt ist. Hier gebietet der Friede mit seinem schönen Gefolge von Grazien und Musen; dies ist sein Heilighum; hieher flüchtet er sich, wenn der donnernde Gott der Schlacht ihn überall verjagt; hier ist er sicher, denn der Mars, welcher ihn auch hier noch verfolgen wollte, der über die Schwelle seines Heilighums trate, würde sein Wesen verwandelt fühlen, nicht der Gott bleiben,

den Blutvergießen und Todesröheln ers  
göht, er würde den Neizen der Schönheit  
und Wahrheit zu huldigen gezwungen seyn.

In der Mythe der Alten von der Liebe  
der Venus und des Mars, welche der  
Sänger Demodokus in Homers Odyssee er-  
zählt, und die überdem durch eine Menge  
von Kunstwerken aller Art dargestellt ist,  
liegt etwas, das auf einen Gedanken hin-  
zudeuten scheint, der mit dem so eben ge-  
äußerten nahe verwandt ist. Die Göttin  
der beglückenden Liebe, die Erhalterin des  
Menschengeschlechts, sie, die Beschützerin  
des heiligen Triebes, durch welchen gleich-  
artige Wesen in das Daseyn gerufen wer-  
den, in welchem alles Atemhende lebt und  
wollt, überwindet durch ihre Neize den  
Gott, den die Zerstörung des Menschenge-  
schlechts und der mordende Krieg erfrenen.  
Sie nimmt ihm die Waffen, der Niebe-  
siegte schmiegt sich unter ihr Zoch, und

vergißt seine alten Freuden. Ich bin weit davon entfernt, in den mythologischen Sagen der Alten überall Allegorien zu suchen. Vielleicht möchten sie auch bey keiner derselben gewagter seyn, als gerade bey der gegenwärtigen, weil sie in ein hohes Alterthum hinaufreicht, dem die Allegorie nicht eigenthümlich ist; gleichwohl sey es mir erlaubt, diese Sage hier allegorisch zu erklären; ihre Deutung passt auf den gegenwärtigen Gegenstand, und sie selbst leitet darauf. Denn die holde Frucht dieser Umarmung ist Harmonia, <sup>a)</sup> die erhaltende Eintracht, welcher der Ernst des Vaters, und der Liebreiz der Mutter zu Theil ward.

So verwandt aber auch die Ideen von Eintracht und Friede sind, so ist diese Harmonia doch nicht die Friedensgöttin der

---

a) S. Hygin. Fab. 184.

Griechen. Irene ist es, eine der Horen, die zu den ältesten und schönsten Dichtungen der alten Welt gehörten. Sie sind Tochter des Jupiters und der Themis, einer seiner frühesten Gemahlinnen, also Kinder der Macht und des Gesetzes. Ihre Namen sind: Eunomia, Dice, und Irene; Wohlstandigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede. In diesen freundlichen Wesen verehrte der Griechen die welterhaltende Ordnung, die Übereinstimmung und Eintracht der Kräfte, durch welche alles entsteht, und alles Entstandene Schönheit und Zweckmäßigkeit erhält.

Die Wahrnehmung einer erhaltenden Übereinstimmung und Ordnung im Kreislauf der Körperwelt, und im Wechsel der Jahreszeiten, gab dieser Dichtung den Ursprung; die Erfahrung aber, daß auch in der sittlichen Welt und in der Gesellschaft des Menschen sich alles diesem Gesetze der

Ordnung unterwerfen müsse, machte, daß man die Geschäfte dieser reizenden Göttinnen auch auf sie übertrug, und sie selbst dadurch näher mit dem Menschen und seinem Interesse verband. Sie erscheinen überall als leichte tanzende Gottheiten <sup>a)</sup>, zuweilen mit Flügeln wie Psyche <sup>b)</sup>, und gewöhnlich mit Kränzen geschmückt. Sie waren die Erzieherinnen der Juno, sie empfingen die Venus, als sie aus dem göttlichen Meere göttlich herborgieng, sie geleiteten den Bachus, als er mit seiner Gemahlin Ariadne zum Olymp empor fuhr.

Es sind uns aber wenig Denkmale übrig geblieben, von denen man mit Gewissheit behaupten könnte, daß sie die Horen

---

<sup>a)</sup> Ovid. Fast. v. 217. Winkelmann Mon. ant. ined. 47. 48.

<sup>b)</sup> Pausan. Corinth. 20. — A. M. Zanetti Gemme antiche, Venez. 1750. p. 123, 124.

darstellen; selbst in den schriftlichen, auch in Dichtern finden sich seltene und fast immer nur allgemeine Erwähnungen derselben.

Die schöne Irene hat man indes früh von ihren Schwestern getrennt, ihr beglückender Einfluss verschaffte ihr eine besondere, vorzügliche, und allgemeine Verehrung. Man fühlte früh die Wahrheit dessen, was ein späterer römischer Dichter <sup>a)</sup> sagt:

Fried' ist von allem,  
was dem Sterblichen ward, das schönste;  
zahllose Triumphe  
wiegt ein Frieden auf, ein Frieden, der  
über der Bürger  
Recht und Wohlfahrt wacht.

<sup>a)</sup> Sil. Ital. pun. XI.

Pax optima rerum

Quas homini novisse datum est, pax una triumphis  
Innumeris potior: pax custodire salutem  
Et cives aequare potens.

In einer von den Hymnen, die Homer zugeschrieben worden <sup>a)</sup>), ruft der Dichter sogar den Mars um dies beglückende Geschenk an:

Aber Kühnheit gieb, o Seeliger! gieb  
dass wir bleiben  
unter dem sanften Gesez des Friedens.

Die Werke der redenden und bildenden Künste unterstützen einander wechselseitig, beide befolgen in ihren Darstellungen die allgemeinen Nationalideen, und setzen auf diese Art einander gegenseitig ins Licht. Sie dürfen daher nie von einander getrennt werden, und um so weniger dann, wenn an einer Art derselben Mangel statt finden sollte, und die fragmentarischen Werke, oder vielleicht nur die Nachrichten

---

a) Hom. Hymn. 7. 16.

αλλας ον θρησκος  
Δος, μακαρ, ειργυν τε πλευειν ει ανημοις θεομοις.

von ihnen, dadurch aufgeklärt werden dürfen. Dies ist in der That bey den Darstellungen des Friedens durch die bildenden Künste bey den Griechen der Fall. Aus diesem hohen Alterthume hat sich kein Kunstwerk erhalten, welches die Friedensgöttin vorstelle. Wir besitzen nur Nachrichten. So erwähnt Pausanias <sup>a)</sup> in der Beschreibung seiner artistischen Reise durch Griechenland der Bildsäule einer Friedensgöttin, die sich zu Athen befand. — In Theben, sagt er, ist eine Glücksgöttin, die den Plutus, (den Gott des Reichtums) am Busen trägt. Schöner ist der Gedanke des Cephisodot, der den Athenern eine Irene versorgte, welche dem Plutus die Brust reicht. — In der That giebt es auch wohl kein schöneres und bedeutenderes Bild des Friedens, als dieses, wel-

---

<sup>a)</sup> Paus. 9, 16. und 1, 12.

ches allen seinen Geogen in einer so einfachen und erhabenen Sprache ausdrückt. Die Mutter aller Glückseligkeit und alles Wohlstandes ist die hehre Irene. — Dieses Bild stand zu Athen im Ceramicus <sup>a)</sup>. Eine ähnliche Statue war dem Frieden im Prytaneum errichtet, über derselben hingen die Tafeln des Solonischen Gesetzes <sup>b)</sup>, vor ihr stand ein Altar, den man nach dem entscheidenden Siege des Cimon <sup>c)</sup> über die Perser errichtet hatte.

Leider ist diese Nachricht von der Athenerischen Bildsäule Irenens die einzige von Bildern des Friedens bey den Griechen. — Hat die Zeit uns hier alle Kunstwerke bis auf die letzte Spur geraubt? schuf der Griech nur diese einzige Form der lieblichsten und

---

<sup>a)</sup> Paul. am angeführten Orte.

<sup>b)</sup> Paul. am angeführten Orte.

<sup>c)</sup> Plutarch Cimon.

segenreichsten aller Gottheiten? war sein Genie so arm, nicht mehrere Symbole ersinden zu können? oder sein Verstand von der Fülle und Reife dieses Gedankens so fest überzeugt, daß er keine andern ersinden wollte, und neben dieser Darstellung alle andern als unvollkommen verschmähte? Wahrscheinlich das Letztere; denn was könnte uns vermögen zu glauben, daß der feinempfindende Griechen sein Gefühl für das Glück des Friedens verschlossen, und die Darstellung desselben seines Meißels oder Pinsels unwürdig geachtet? Überzeugt vielmehr von dem Werthe des Gedankens, welchen Cephisodot ausführte, wollen wir glauben, daß man diese Vorstellung desselben billigte und annahm, und daß nur kühne Künstler andere Abbildungen wagten, welche neben dieser einen vergessen wurden.

Ueberall finden sich auch bey Griechen die Ideen des Friedens und Reichthums fest vereinigt. Schon Homer <sup>a)</sup> verbindet sie, und alle folgenden Dichter trennen diese beiden Gedanken nicht, welche ihrer Natur nach unzertrennlich sind.

In den Schutzstehenden des Euripides <sup>b)</sup> heißt es:

Wie weit wohlthät'ger ist als Krieg  
Dem sterblichen Geschlecht der Friede,  
Der Musen Liebling, der Erynnen Feind,  
Der schöner Jugend und des Reichthums  
sich erfreut.

---

a) Hom. Odyss. 24. v. 485.

Πλάτος τε καὶ Ερυνη ἀλις εἴσω.

b) Euripid. *Heracles*. 488.

Οσώ τε πολεμοῦ κρείστον Ειρηνη βροτοῖς!  
ἡ πρώτα μεν Μουσαῖς προφίλεστη,  
Ποιησοι δέκατη, τερτετας τευπαιδία  
χαίρει τε Πλάτω.

Eben so singt der Chor in den Bacchantinen  
a) desselben Dichters:

Der Gott (Bachus) ein Sohn des Zeus  
Freut sich des Mahls und liebt  
Die Reichthum-schenkende Irene  
Die Göttin der die Jugend blüht.

Noch genauer schildert er die Gottheit in  
einem Fragment aus dem verlorenen Schaus-  
spiel Cresphontes b).

Irene mit den vollen Schäzen  
du Schöne aller seel'gen Götter,  
wie kummert mich dein Gäumen!

a) Eurip. Bacchæ. 416.

ο δαιμων, ο Διος πατης  
χαρει μεν θαλιασιν  
φιλει δολβιδοτειραν Ειρη-  
ναν, κουροτροφον θεαν.

b) Eurip. Cresphontes. Fragm.

Ειρηνι βαθυπλαστε!  
χαλλισα μελαργαν θεαν,  
ζηλος μετ σετεν, ως χρονιζεις.

Ich sitte daß das Alter mich  
mit seinen Wehen überschleicht  
eh' ich im holden Liebreiz dich erblickte,  
und mit dir tanzende Gesänge  
und schöngekränzte Feste.

O! nahe Göttin! und gieb Ruhe der  
empörten Stadt, und scheuche weit  
der Zwietracht Wuth von unsern Hallen.

In allen diesen Schilderungen ist Irene  
von den Musen und Grazien, von tan-  
zenden Chören einer schönen Jugend,  
die durch sie aufblüht und erhalten  
wird, von Liedern, Kränzen, Festen, und  
ihrem beständigen Gefährten, dem Reich-

---

θεοῖςκα δε μη πέν πόνοις  
ὑπερβαλη με γηρας  
πέν σαε καρισσαν πένδειν πένας  
και καλλιχορους αιδας  
φιλοσεφανες τε καμους.  
Ιη μοι, ποτνια, πολιν τανος;  
εκδεαρ εποιει ειρε αποικων  
ταν μετιορευων τερη.

thum und Wohlstande begleitet. Sorgen, Klagen, und Thränen sind fern von dem Feste der fröhlichsten und beglückendsten aller Gottheiten; die heitersten Götter, welche Freude auf die Bahn des Lebens streu'n, Bacchus und Venus <sup>a)</sup> sind um sie her. Bey ihren Opfern floß kein Blut, nur Früchte, Korn und Weinrauch legte man auf ihren Altar <sup>b)</sup>.

Es sey mir vergönnt, diese Bemerkungen über die griechische Darstellung des Friedens mit einem kleinen Lobgedicht auf Freyen von Bacchylides <sup>c)</sup> zu schließen,

<sup>a)</sup> Euripid. Bacch. am angef. Orte, und Aristophanes *Ajaxeis* v. 988.

<sup>b)</sup> Aristophanes *Eigynn.* 99.

<sup>c)</sup> Bacchylides bei Brunk Anal. vet. poet. gr. I. p. 151.

Tίκτει δέ τε θυετοῖσιν Εἰγύνην μεγάλα,  
πλάγτον, καὶ μελιγλώτσων ἀοιδῶν αἴθεα,  
δαιδαλέων τ' ἐπὶ βαρύνη θεοῖσιν αἰθέτας βοῶν

welches das vollständigste ist, was wir über diesen Gegenstand besitzen, und manche Darstellung enthält, die neuere Künstler angewandt und weiter ausgebilbet haben.

Die göttliche Irene gebahr  
Dem sterblichen Geschlecht den Reichthum.  
Sie legt die süßen Blüthen des  
Gesang's, der Kinder Schenkel und der  
wolligten  
Schafe in die lichte Glut  
auf den Altar der Götter hin.

Sie

Ἐανθέο φλογὶ μηδία, εὐτείχαν τε μῆλαν.  
γυμνασίων τε νέοις αὐλῶν τε καὶ κώρων μῆλαν,  
ἐν δε σιδαροδέτοις πόρπαξιν αἰθὺν ἀραχναῖν  
ισοὶ πέλονται ἐγκεί τε λογκωτῷ,  
ξίφει τ' ἀμφάκεα εὐγάστροι δέρενται, καλπέων δὲ  
εὐκέτη συλπίγγων κτύποις, ἐδὲ συλάπται μελίφρεων  
ὑπνοῖς  
ἀπὸ βλεφάρων, ὅρον δὲ θάλαττει κίσει.  
συμποσίων δὲ ἐγκεί τε βείθονται ἀρυνταί,  
παιδίκοι δὲ ὑπεροφλέγονται.

Sie freuen Fest' und Fiktenspiele,  
 Sie liebt die Kampfahnen der Jugend.  
 Dann schlingen äm'sge Spinnen ihr Geweb'  
 um ehr'ne Schild' und ihre Niemen,  
 am erzbeschlagnen Speer  
 und an des Schwerdtes Schneide nagt der  
 Nost,

der ehr'ne Hall der Hörner schweigt  
 und schüttelt von der Wimper nicht  
 den Schlaf der unser Herz erquickt.

Durch alle Straßen schwärmen frohe  
 Schmäuse  
 und muntre Knaben tönen Lobgesänge.

Weit reicher an Darstellungen und Sinnbildern des Friedens ist das römische Alterthum. So sehr die kriegerischste aller Nationen dazu geneigt war, das Schwerdt zu ergreifen; so beständig sie es, von einem tollen Hange, die Welt und sich selbst zu unterjochen, getrieben, in der Hand trug, indem sie während sieben Jahrhunderte nur dreymal den Tempel des Janus schloß,

D

so hatte die Verehrung des Friedens bei ihnen doch, sowohl unter dem Namen des Janus als der Pax, ihre bestimmte Wiederkehr. Kein Wunder daher, daß der Friede durch eine weit größere Anzahl von Denkmälern verewigt ward, und daß von ihnen mehrere auf uns gekommen sind.

Wenn wir zuerst das beobachtende Auge auf die Göttin des Friedens richten, so finden wir die römische Pax an Jugendsreiz und Unmuth der griechischen Irene gleich. Doch ist sie nicht, wie jene, aller auszeichnenden Symbole beraubt, ihr eisenthümliches Kennzeichen ist der Delzweig <sup>a)</sup>). Ländliche Thätigkeit, und das Gedeyen derselben, unter dem Schutze des Friedens, wird mit diesem Symbol aus-

---

<sup>a)</sup>) S. Museum Florent. I. p. XXII der Vorrede, und p. 105. Ebendaselbst T. XLIV. n. III. 178. und viele andere, nebst einer Menge von Stellen der Dichter.

gebrückt, welches von dem ölreichen Italien hergenommen, und nicht ohne Anspiegelung auf die Beschützerin der Künste, Minerva, ist. Auffallend bleibt es, daß wir es in Griechenland nicht finden, daß die Athener nicht dieses vaterländische Laub ihrer Schutzmutter um die Schläfe des Friedens wanden.

Statt des Plutus, den die Friedensgöttin in Griechenland an der Mutterbrust trug, führt die römische ein Horn des Ueberflusses, oft mehrere derselben <sup>a)</sup>). Hier ist ein gleicher Ausdruck, aber nicht von gleichem Werth, das schöne Bild der

---

<sup>a)</sup> Maffei Gemme antiche figurate, Rom 1707. IV. p. 143. I simboli delle mani giunti, delle spighe, dell' aduceo, del cornucopia, e di somiglianti cose, le quale sono applicate a significare la pace, e i beni dell' abondanza che dalla pace derivano. Vergl. III. 201.

friedlichen Ruhe und häuslichen Freuden, die mit Frenen wiederkehren, ist verschwunden, wir sehen Ueberfluss und Wohlstand, aber keine innere Glückseligkeit, die man sich selbst verdankt.

Als ein Zeichen der wiederhergestellten Thätigkeit des Handels, führt die Pax, den Flügelstab Merkurs <sup>a</sup>), als Symbol der entschlafenen kriegerischen Beschäftigungen, eine unbewehrte Lanze, (hasta pura), wenn nicht diejenigen Recht haben, die in dieser Lanze ohne ehernen Schaft die Form der ältesten Scepter finden, die in langen Stäben bestanden. Gewiß ist wenigstens, daß das Verbrennen der Waffen, womit man sie oft auf Denkmälern beschäftigt

---

<sup>a)</sup> Maffei am angeführten Orte, und 4. p. 130, 131. verschlungene rechte Hände, welche den Caduceus halten, finden sich ganz allein bey Vaillant numism. T. II. p. 18.

sieht, <sup>a</sup>), auch dann, wenn hierin mehr auf die gewöhnliche Sitte, feindliche erbeutete Waffen zu verbrennen, angespielt würde, der Gedanke des aufhörenden Zerstörens und Mordens noch deutlicher an den Tag legt.

Eben so oft sieht man sie Lehren tragend <sup>b</sup>), oder mit cornreichen Halmen und mit Mohn bekränzt. Ein schönes Bild des Fleisches und der Ruhe, welcher sie sich

---

*a)* Maffei III. 201.

La Pace, la quale col cornucopia nella sinistra ei dimostra i frutti e i beni della publica tranquillita, goduti sotto il governo di cui, e colla face nella destra dando fuoco ad un' mucchio d'armi, ei fa ricordare dell antico costume, d'abbruciare le spoglie dei vinti etc.

*b)* Maffei IV. p. 143. Tibull. eleg. I 11.

At nobis pax alma veni, spicamque teneto,  
persluat et pomis candidus ante sinus.  
Interea pax arva colat, pax candida primum  
Duxit araturos sub juga curva boves,

unbesorgt überlassen darf. Denn alle Feindseligkeiten hören auf, und die Schlange der Zwietracht windet sich sterbend unter ihren Füßen. Bey Maffei <sup>a)</sup> findet sich ein sehr redendes Sinnbild des Friedens in einem geschnittenen Steine. Aus einer Keule, dem ältesten Werkzeuge des Krieges, erhebt sich der Stab Merkurs, zu beiden Seiten liegen Füllhörner, aus welchen Aehren emporsteigen. Wie klar liegt hier der Gedanke: Durch Krieg und Tapferkeit wird Thätigkeit, Ueberfluss, und Seegen gewonnen.

Die Begleiterinnen der Pax sind auf römischen Denkmälern sehr oft die Eintracht und der Ueberfluss, zuweilen auch

---

Pax aluit vites, et succos condidit uvae  
 Funderet ut nato testa paterna merum.  
 Pace bidens vomerque vigent; at tristia duri  
 Militis in tenebris occupat arma finus.

<sup>a)</sup> IV. p. 130. 131.

die Siegesgöttin, welche ihr einen Kranz aufsetzt.

Aber nicht allein die Göttin des Friedens wurde mit diesen Zeichen geschmückt, auch andere Gottheiten, denen der Friede, seine Beschäftigungen, und sein Seegen anvertraut sind. So hatte man eine Friedensschenkende Minerva, mit der unbeschlagenen Lanze und dem Delzweige geschmückt, und auf einer Gemme bey Massfei <sup>a)</sup> erscheint eine Göttin mit einer Mauerkrone, in der Rechten Flügelstab und Delzweig, in der Linken Füllhorn, Lanze und Fahne, zu ihren Füßen stehen auf der rechten Seite Stiere, die Diener und Gehülfen des Landmannes, auf der linken ein Delphin, Symbol der Seefahrt. Die Erklärer halten sie für eine Cybele;

---

a) II. p. 79.

mit eben dem Rechte kann man sie aber für eine Schutzgöttin Roms halten.

Alle diese Kennzeichen der beglückenden Göttin erklären sich selbst. Das Glück, welches sie schenkt, der Seegen, welcher sie begleitet, und die Ruhe, welche mit ihr auf den Thron steigt, sind hier in einer eben so einfachen als herzlichen Sprache angedeutet.

Hier liegt der Sinn eines Zeichens für den Frieden, welches von einer Sitte entlehnt ward, und daher den Römern ganz eigenthümlich ist. Ich meine den Janustempel, der mit jedem Kriege geöffnet, mit jedem Frieden geschlossen ward. Die Deutung dieses Symbols darf mit den Untersuchungen, welche sie erfordert, nicht ein Theil dieser Nede werden, weil sie zu weit führen würde. Der Ursprung derselben ist in unverständliche Fabeln und wenig glaubhafte Sagen gehüllt, und liegt

im grauen Alterthum der ersten Götterverehrung in Rom. Die älteren Römer nahmen sie mit Glauben an, die späteren sind in Rücksicht der Deutung derselben selbst nicht einig. Sehr oft aber finden wir auf Münzen und anderen Denkmälern Feldherren, und späterhin auch Kaiser, die im Friedenskleide den Tempel des Janus schließen. Dies durfte nicht in kriegerischer Tracht geschehen, und geschah überhaupt nur dann, wenn überall im Vaterlande Ruhe, und keines Bürgers Hand bewaffnet war.

Diesem Gotte der Zeit und des waltenden Schutzes über dieselbe, mit welchem sich zugleich die freundliche Idee des Friedens verband, war zu Rom der Monat geweiht, der auch jetzt noch seinen Namen trägt, und das Jahr der Römer eröffnete. Eine schöne Reihe von Festen, alle von den vielversprechendsten Vorbedeutungen, ver-

einten sich in diesem Monde <sup>a)</sup>), und erfüllten das Herz mit den schönsten Hoffnungen für das ganze Jahr. Es sind die Feste des Janus, der Eintracht, der Glückseligkeit des Vaterlandes, und des Friedens.

Alle diese Feste vereint für uns der heutige Tag, und auch wir beginnen mit ihm ein neues Jahr für unsere Thätigkeit, denn die wichtigern Abschnitte des Lebens, die mit Rechenschaft über das Vergangene, mit Entschlüssen für die Zukunft gefeiert werden, müssen mit Gegebenheiten bezeichnet seyn, deren Gewicht jeder fühlt, denen niemand das Recht streitig macht, Epochen beginnen und schließen zu dürfen.

---

<sup>a)</sup> Ovid. Trist.

Janus adorandus, cumque hoc Concordia mitis  
et romana Salus, araque Pacis erit.

Das Fest der Friedensgöttin fiel zu Rom auf den dritten Tag vor den ersten Februar.

Wir feyern das Fest der allgemeinen Glückseligkeit und Wohlfarth, denn wir feyern den Tag der uns einen Regenten gab, von welchem sie allein aussströmt, dessen Lieblingsforge das Glück treuer Unterthanen und die ungestörte Ruhe derer ist, über deren Wohl er mit väterlichem Auge wacht.

Wir feyern das Fest des Friedens, den er uns schenkte, durch welchen alle Hoffnungen der schönen Künste stolz emporblüh'n. Die holde Mutter alles Schönern ist selbst unter uns gegenwärtig, und hat Gestalten gewählt, denen unsere Herzen schon längst gehuldigt hatten, die uns zwingen, selbst des Krieges mit Dankbarkeit zu gedenken.

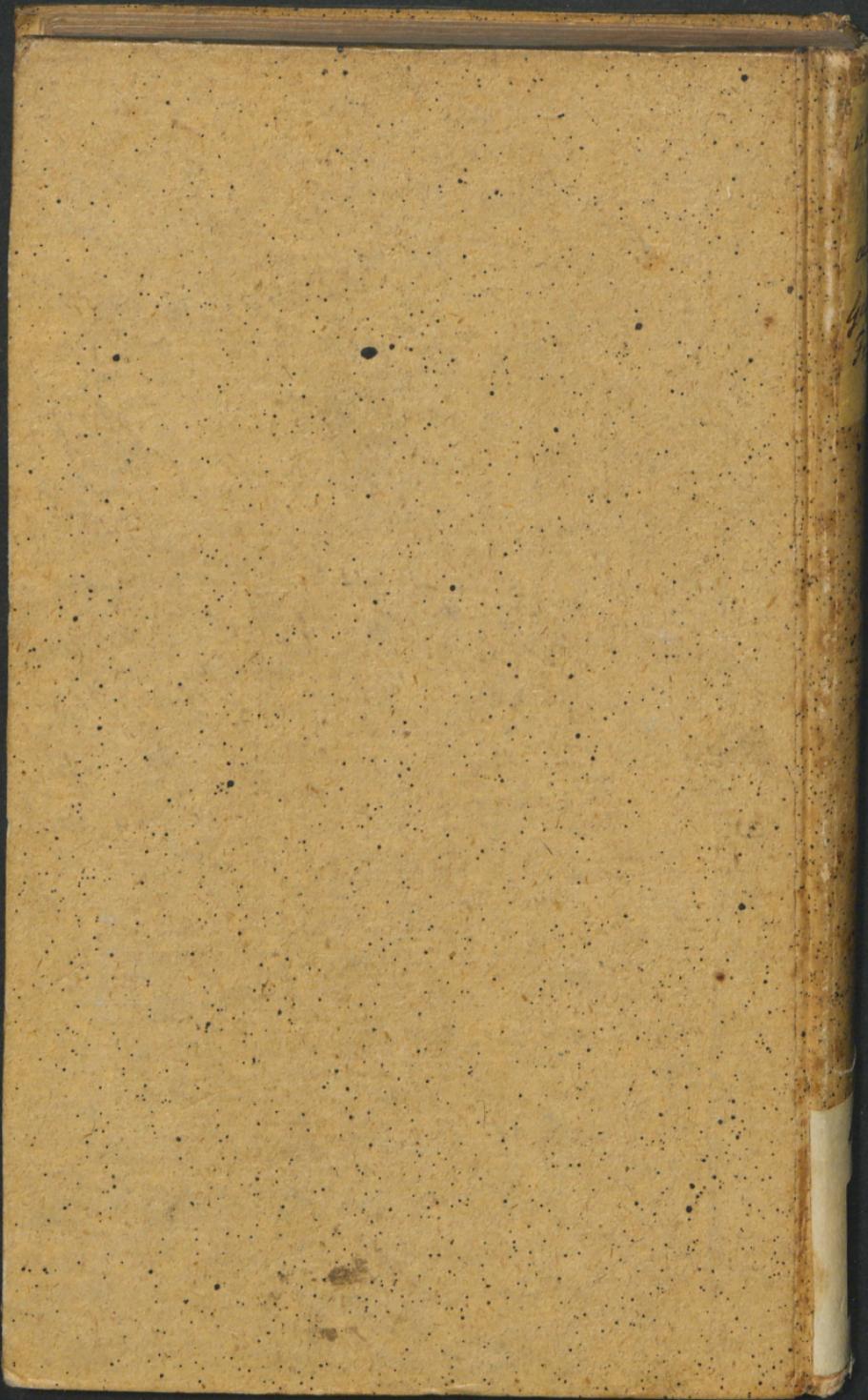
Wir feyern das Fest der Eintracht, durch welche die allgemeine Wohlfahrt, welche des besten Königs einziger Wunsch ist, befördert, und in ihrem wahren Wer-

the empfunden wird. Ueber dem Altar  
des Friedens opfern wir ihm, und der  
Mutter aller schönen Künste, die heiligsten  
Entschlüsse, weihen ihm unsere Thätigkeit,  
und sagen laut: daß es das beneidens-  
wertheste Loos sey, für einen solchen Kös-  
nig, für ein solches Vaterland, und für  
die Kunst zu leben.









Freuden. Ich bin weit  
in den mythologischen  
berall Allegorien zu su-  
schichten sie auch bey fei-  
gter seyn, als gerade  
igen, weil sie in ein  
naufreicht, dem die Aller-  
hümlich ist; gleichwohl  
, diese Sage hier alle-  
ihre Deutung passt auf  
Gegenstand, und sie  
Denn die holde Frucht  
ist Harmonia, a) die er-  
, welcher der Ernst des  
Liebreiz der Mutter zu  
aber auch die Ideen von  
ede sind, so ist diese Har-  
die Friedensgöttin der

b. 184.

vergi  
davo  
Sag  
chen.  
ner  
bey  
hoge  
gori  
sey  
gori  
den  
selb  
dies  
hal  
Bal  
The  
Ein  
mo  
a

u8 Rostok  
651500

the scale towards document

